

Diane Rehm
Die Liebe stirbt nie

Diane Rehm

Die Liebe stirbt nie

Der lange Abschied von meinem Mann

Übersetzt von Barbara Steckhan
und Sonja Schuhmacher

Kösel

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Copyright © 2017 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlag: Weiss Werkstatt München

Umschlagmotiv: © shutterstock/Panayot Savov | BildNR. 269521448

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Übersetzung: Kollektiv Druck-Reif (B. Steckhan/S. Schuhmacher)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37201-0

www.koesel.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Vorwort für die deutsche Ausgabe

An meine deutschen Leserinnen und Leser,

vielleicht kennen Sie meine Stimme seit vielen Jahren aus der »Diane Rehm Show«, die direkt über den Berliner Radiosender NPR in Ihr Wohnzimmer übertragen wurde. Jetzt wende ich mich über ein neues Medium an Sie, nämlich über die deutsche Ausgabe meines Buches *On My Own*.

Ich begann diese Geschichte über die letzten Jahre im Leben meines Mannes in jener Nacht zu schreiben, in der er im Sterben lag. Ich saß neben seinem Bett auf einem Stuhl und versuchte, ein wenig zu schlafen. Es war unmöglich. Ich hatte mein iPad dabei, und irgendwann stand ich dann am Fußende von Johns Bett und begann zu schreiben. Ich schrieb nicht nur über meine Traurigkeit und das Ende unserer vierundfünfzigjährigen Ehe, sondern schrieb auch von meinem Zorn auf ein System von Gesetzen und Vorschriften, die meinem Mann untersagten, in friedlicher, nur wenig verzögerter Weise zu sterben.

John Rehm litt zu diesem Zeitpunkt seit mehr als zehn Jahren an der Parkinson-Krankheit und konnte nichts mehr von dem machen, was einfach zum Leben dazugehört, wie Essen, Spazierengehen oder Baden. Er wollte, so sagte er, »auf die nächste Reise gehen«. Er war bereit zu sterben.

Die Gesetze in lediglich sechs Staaten hier in den USA erlauben »Death with Dignity«, also Sterbehilfe. Das heißt, es dürfen einem Menschen, der sich dem Lebensende nähert, Medikamente angeboten werden, um sein Leiden zu beenden.

John wohnte nicht in einem dieser sechs Staaten, sodass seine einzige Option darin bestand, aufzuhören zu essen, Medikamente zu nehmen oder Wasser zu trinken. Es dauerte zehn Tage für ihn, bis er starb.

Ich habe dieses Buch nicht nur geschrieben, um für eine Unterstützung der Sterbehilfe zu werben, sondern auch, um Familien und Freunde zu ermutigen, miteinander darüber zu reden, wie sie an ihrem Lebensende versorgt werden möchten. Wir haben allzu häufig Angst, über unseren eigenen oder den Tod eines Familienmitglieds zu sprechen, und glauben, dass der Tod unser Feind ist. Doch wir alle wissen, dass wir irgendwann auf unserer Reise sterben werden.

Meine Hoffnung ist, dass dieses Buch zu Gesprächen anregt, Gespräche, von denen ich glaube, dass es die wichtigsten sein werden, die Sie und Ihre Lieben jemals führen werden.

Diane Rehm im April 2017

Der Entschluss

Am 14. Januar 2014 nahm mein Mann John Rehm, damals dreiundachtzig Jahre alt, Abschied vom Leben. Die Pflegekräfte in Brighton Gardens wurden angewiesen, ihm fortan weder Medikamente noch Mahlzeiten oder Wasser zu geben. Er traf seine Entscheidung zu sterben nach einem langen Gespräch mit seinem Arzt Dr. Roy Fried, unserem Sohn David, unserer – per Telefon aus Boston zugeschalteten – Tochter Jennifer und mir.

John erklärte Dr. Fried, er sei bereit zu sterben angesichts der Auswirkungen seiner Parkinson-Erkrankung, die ihm den Gebrauch seiner Hände, Arme und Beine unmöglich machte, sodass er nicht mehr stehen, gehen, essen, baden oder sonst für sich sorgen könne. Die Krankheit werde fortschreiten, ihn immer hilfloser machen, und er wisse auch, dass es keine Hoffnung auf Besserung gebe. Deshalb wollte er sein Leben beenden.

Dabei hegte er ganz augenscheinlich die – falsche – Erwartung, dass man ihn nach diesem Entschluss mithilfe von Medikamenten einfach »einschlafen« lassen würde. Als Dr. Fried antwortete, dass er ihm diesen Wunsch nicht erfüllen könne, weil eine solche Maßnahme im Bundesstaat Maryland verboten sei, war John außer sich. »Ich fühle mich *betrogen*«, sagte er, und Tränen traten ihm in die Augen, Tränen der Wut und der Enttäuschung. Er war ein Mann, der über weite Strecken seines Lebens die Fäden selbst in der Hand gehalten hatte und davon

ausgehen konnte, dass seine wohldurchdachten Entscheidungen auch ausgeführt wurden. Doch nun, nachdem er seinen *ultimativen* Entschluss getroffen hatte, wurde ihm dies verwehrt.

Daraufhin erklärte ihm Dr. Fried, es gäbe nur eine Alternative. Wenn John wirklich sterben wolle, müsse er aufhören zu essen, zu trinken und Medikamente einzunehmen. Anders ausgedrückt, wenn es andere schon nicht tun durften, könne er seinem Leben auf diese Weise selbst ein Ende setzen. Er hoffe allerdings, fügte Dr. Fried hinzu, dass John sich anders entscheiden werde. Doch wenn sein Entschluss feststand, würde er dies als sein Arzt respektieren.

Im November 2012 war mein Mann nach Brighton Gardens gezogen, einem Heim für »Betreutes Wohnen« in Chevy Chase, Maryland, weil er weder allein stehen und gehen und seinen Alltag nicht ohne Hilfe bewältigen konnte. Zuvor hatten wir monatelang über diesen, wie wir wussten, unvermeidlichen Schritt diskutiert. Immer wieder hatten wir die verschiedenen Möglichkeiten durchgespielt, etwa, dass jemand bei uns einzog, um ihn rund um die Uhr zu versorgen. Wir wussten aber auch, dass sich dies nicht durchführen ließ, weil in unserer Wohnung einfach nicht genug Platz für einen ständigen Mitbewohner war.

Meistens verbrachte ich nachmittags ein paar Stunden bei John in Brighton Gardens. Besonders in der Zeit nach seinem Einzug saßen wir manchmal einfach nur schweigend da. Obwohl kein Vorwurf über seine Lippen kam, konnte ich sehen, dass John unglücklich war. Er hatte zwar ein eigenes Zimmer, lebte aber dennoch gemeinsam mit Fremden in einer Einrichtung, aß in einem großen Speisesaal Mahlzeiten, die er nicht mochte, und spürte schmerzlich den Verlust seiner Privatsphäre. Doch mit der Zeit gewann er seinen Sinn für Humor zurück, und sein Interesse am Weltgeschehen und seine Zufriedenheit erwachten, sobald ich durch die Tür kam.

Im Lauf der Jahre hatten John und ich immer wieder diskutiert, wie wir uns unseren Tod vorstellten. Und wir hatten einander versprochen, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um dem anderen seine Wünsche zu erfüllen, wenn er zu stark geschwächt und sein Zustand hoffnungslos sei. Doch in diesem Augenblick war ich hilflos, unfähig, mein Versprechen zu halten. Als John auf das medizinische und juristische System schimpfte, das seinem Arzt verbot, ihm beim Sterben zu helfen, obwohl ganz klar war, dass ihn lediglich eine Verlängerung seines Elends, ein fortgesetzter Verfall und, wie er meinte, der Verlust seiner Würde erwarteten, konnte ich nichts anderes tun, als ihm zuzuhören.

Also tat John das, was ich befürchtet hatte, was seiner Wesensart aber voll und ganz entsprach, wie ich im tiefsten Innern wusste: Er beschloss, nicht mehr zu essen, zu trinken oder Medikamente zu nehmen. Er fragte Dr. Fried, wie lange der Prozess seines Sterbens dauern würde, und erfuhr, dass es sich über zehn bis vierzehn Tage hinziehen könne. »Werde ich Schmerzen haben?«, fragte er dann. »Nein, nicht im Geringssten«, antwortete Dr. Fried. »Ich verspreche Ihnen, dafür zu sorgen, dass Sie nicht leiden müssen.«

Zwei Monate zuvor hatte sich bei John eine Krankheit gemeldet, die manche im hohen Alter als »Erlösung« ansehen. Ich befand mich zu der Zeit mit Hörern der in der Kooperativen NRP zusammengeschlossenen Rundfunksender in Südamerika auf einer Kreuzfahrt. Es war ein Samstagabend im März, und ehe ich mich zu meinen Mitreisenden zum Abendessen gesellte, rief ich in Brighton Gardens an, um mich nach John zu erkundigen. Unsere Freunde David und Mary Beth Busby statteten John gerade einen Besuch ab, und Mary Beth nahm den Hörer ab. Als ich sie fragte, wie es John gehe, antwortete sie zu meinem Entsetzen: »Er ist nicht ansprechbar.« Zuerst meinte ich, mich verhöhrt zu haben. »Was soll das heißen, Mary

Beth?« »Das, was ich gesagt habe«, antwortete sie. Die beiden saßen bereits seit einer Stunde bei John, und er hatte sich nicht gerührt: Im Tiefschlaf reagierte er weder auf ihre Fragen noch auf sanftes Anstupsen. Ich bat sie, seine Stirn zu fühlen. »Heiß«, erklärte sie. Daraufhin alarmierte ich unverzüglich Dr. Fried, der eine Pflegekraft anwies, Johns Temperatur zu messen. Sie lag bei 38,5 Grad. Dr. Fried vermutete, dass es sich um eine Lungenentzündung handelte. Beunruhigt fragte ich, was jetzt geschehen solle. Der Arzt wollte Antibiotika für John kommen lassen, meinte jedoch, es könne bis zu vier Stunden dauern, ehe sie einträfen, und John würde womöglich nicht in der Lage sein, sie zu schlucken. An diesem Punkt konnte ich mich nicht mehr beherrschen. »Aber in vier Stunden ist er vielleicht nicht mehr am Leben!«, schrie ich in den Hörer. Daraufhin erklärte sich Dr. Fried bereit, zu einer Apotheke in der Nähe zu fahren und ein Antibiotikum zu besorgen, das injiziert werden könnte. Dies setzte er dann auch in die Tat um und verabreichte John noch am gleichen Abend in Brighton Gardens seine vermutlich lebensrettende Dosis des Medikaments. Es war achtzehn Uhr dreißig, und ich befand mich in Buenos Aires. Obwohl ich alle Hebel in Bewegung setzte, konnte ich zu dieser späten Stunde keinen Flug mehr bekommen, deshalb flog ich am nächsten Abend nach Miami und am Montagmorgen zurück nach Hause.

Zu diesem Zeitpunkt hatte John bereits gut auf die Medikamente reagiert und befand sich auf dem Weg der Besserung. Alle unsere Freunde und unser Sohn David hatten sich, während ich nicht da war, in dieser kritischen Phase um ihn gekümmert. Sie staunten und freuten sich über die Entwicklung der Dinge.

Leider schlich sich die Entzündung innerhalb von drei Wochen nach meiner Rückkehr wieder in Johns Lunge ein. Entweder handelte es sich um Überbleibsel der ersten Infektion oder um eine neue, jedenfalls hatte er Fieber und hustete und zeigte

die gleichen Symptome wie zuvor. Man verordnete ihm erneut Antibiotika, diesmal über einen längeren Zeitraum.

Nach der zweiten Lungenentzündung und einem langen, ungewöhnlich offenen und leidenschaftlichen Gespräch mit Dr. Fried und mir erklärte John, er wünsche keine weitere Behandlung mehr, sollte er noch einmal an Lungenentzündung erkranken. Sein Zustand hatte sich eindeutig verschlechtert.

Zwei Monate später stellte man ihn unter Hospizbetreuung – dies hieß, dass ihm die Ärzte noch höchstens sechs Monate zu leben gaben. John hatte bereits den Wunsch geäußert, nicht mehr therapeutisch behandelt, sondern lediglich so weit medizinisch versorgt zu werden, dass er nicht leiden musste.

Und nun, am 14. Juni, begann er, seinen Entschluss, aus dem Leben zu scheiden, in die Tat umzusetzen. Einigen der Pflegerinnen und Pfleger in Brighton Gardens bereitete die Anweisung, ihn nicht mehr mit Speisen, Getränken und Medikamenten zu versorgen, ganz offensichtlich Schwierigkeiten; an den ersten beiden Tagen schauten sie immer wieder bei ihm herein und erkundigten sich, ob er seinen Entschluss geändert habe. John verneinte es höflich, fast schon fröhlich, nun, da er sein Leben wieder selbst in die Hand genommen hatte und das tat, was er wollte. So saß ich also an der Seite meines Mannes, während er langsam starb.

Meine Wut auf das System, das John auf dem Weg in den Tod die Hilfe verweigerte, war grenzenlos. Er war voll und ganz bei Sinnen, hatte keine Hoffnung auf Heilung und wusste sehr wohl, dass ihn nichts anderes erwartete als ein langsames Abgleiten in einen Zustand noch größerer Hilflosigkeit mit einem noch stärkeren Verlust an Würde. Wie kann es sein, dass nur wenige Bundesstaaten in den USA Sterbehilfe durch einen Arzt erlauben, der einem Todkranken die ultimative Dosis verabreicht? Warum musste sich mein Mann zu Tode hungern? Ich fragte mich aber auch, warum John bei seinem Sterben so

alleingelassen wurde. Und dass uns das verwehrt wurde, was der letzte Moment der Nähe zwischen uns hätte sein können, brachte mich zum Weinen. Stattdessen blieb ihm nur ein allmählicher Abstieg in die Bewusstlosigkeit, ohne wahrzunehmen, dass seine Freunde und Angehörigen bei ihm waren, sich voller Liebe von ihm verabschiedeten und ihm einen friedlichen Übergang wünschten.

Nachdem John seinen Entschluss gefasst hatte, brachte ich ihm noch am gleichen Tag ein Fotoalbum, das ich viele Jahre zuvor für ihn zusammengestellt hatte. Es enthielt Bilder aus seiner Kindheit und Jugend, von seinem Geburtsort Paris, wo sich seine Eltern kennengelernt hatten, bis zu seinem Abschluss am Friends Seminary, einer Privatschule in New York. Er liebte die Aufnahmen von dem Teich vor dem kleinen Haus in Frankreich, in dem er seine ersten sechs Lebensjahre verbracht hatte. Sein Vater arbeitete in Nachtschicht beim *Paris Herald Tribune* und schlief deshalb einen guten Teil des Tages. John erinnerte sich, wie er im Alter von drei Jahren in die Vorschule kam und wie ihm die Lehrerin schon am allerersten Tag einen Bleistift in die Hand gedrückt hatte.

Diese Stunde, die ich bei ihm auf dem Bett saß und mit ihm Fotos anschaute, war etwas ganz Besonderes. John hatte sich gerade entschieden, sein Leben zu beenden, und doch empfand er so viel Freude, als er an seine ersten Lebensjahre zurückdachte! Ich hingegen bewunderte, wie stets bei dieser Beschäftigung, seine Babyfotos. Was für ein hübsches Kind, was für ein attraktiver junger Mann!

Wir hatten monatelang über unsere Ehe gesprochen, über unser Zusammenleben, über seine freudigen und traurigen Momente, und uns dabei an viele Augenblicke der starken – vor allem sexuellen – Nähe erinnert. Blieb die Frage, warum wir so viel Zeit mit Streit verschwendet hatten.

In einem dieser Gespräche gab John mit außergewöhn-

licher Ehrlichkeit zu, mich »ganz bewusst emotional gequält« zu haben, wie er mir unter Tränen gestand. Seine deutlichen Worte erstaunten mich, hatte ich doch schon immer überlegt, ob sein Verhalten aus dem verborgenen Wunsch herrührte, mich – oder jemand anderen – zu verletzen. Ich hatte den Verdacht, dass ich für ihn die Mutter repräsentierte, gegen die er niemals rebellierte hatte.

Johns Geständnis in einer Phase, in der sein Leben schon fast zu Ende war, trieb mir die Tränen in die Augen und ich wäre am liebsten hinausgelaufen. Wie viel Wut, wie viel Feindseligkeit hatte er mit seiner Verweigerung und seinem Rückzug an mir ausgelebt, wie viel Ärger hatte sich in mir aufgestaut, wenn er mir immer wieder Liebe und Freundlichkeit versagte! Und nun, auf dem Totenbett, gab er zu, ganz bewusst so gehandelt zu haben, um mir wehzutun. Ich erinnere mich gut an den Schmerz, der bei seinen Worten in mir aufflammte, und den Impuls, hinauszulaufen und tief durchzuatmen. Doch er war nun einmal der Mann, den ich liebte und der mich nun mit dem, wie ich argwöhnte, letzten »Geschenk« seines Geständnisses zurückließ. Offenbar glaubte er, damit meine lang gehegte Frage zu beantworten, warum unsere Ehe so kompliziert gewesen war.

Was sollte ich darauf sagen? Ich würde ihm verzeihen, erklärte ich, zumal ich mich selbst auch nicht immer konstruktiv verhalten hätte. Dann fragte ich ihn, warum er sich so verhalten, warum er sich immer wieder schweigend zurückgezogen und sich über Wochen hinweg nicht auf mich eingelassen hatte. »Das weiß ich nicht«, antwortete er schlicht. Ob er denn meine, dass er besser gar nicht geheiratet hätte, lautete meine nächste Frage. »Das kann sein«, meinte er. »Mir war immer klar, dass ich ein Einzelgänger bin. Aber dann wäre mir so vieles im Leben entgangen, und ich hätte dich, David und Jennie nicht gehabt.« Vielleicht aber, so überlegte er, hätte er besser

den Lebensstil seiner frühen Jahre in Frankreich fortführen und seine Zeit mit Lesen, Musikhören und Gedichteschreiben verbringen sollen, losgelöst von den Menschen und von seiner Umgebung.

Diese Gespräche werde ich nie vergessen. Wäre John eines plötzlichen Todes gestorben, hätte ich seine Worte des Bedauerns nie gehört und nie erfahren, wie viel ihm unsere Ehe und die Familie bedeuteten, wie sehr ihn unser Zusammenleben als Person geprägt hatte. Sie waren ungeheuer wichtig für mich, und für ihn offenbar auch.

Von Samstag, den 14. Juni, bis Montagnachmittag, den 16. Juni, fühlte sich John, wie er sagte, »eigentlich ganz gut«. Doch am Montagabend begann das, was er sich als das »langsame Abgleiten« vorgestellt hatte. Er fiel in einen tiefen Schlaf und verzog nur gelegentlich das Gesicht oder bewegte die Arme. Seine Lippen wurden spröde wie Pergament. Musa Bangura, sein treuer Pfleger, oder ich cremten sie ein. Wenn wir John Eiswürfel anboten, lehnte er ab und gab uns zu verstehen, dass er die Kälte nicht mochte. Aber wir hatten kleine Schwämmchen, die wir ihm in den Mund steckten, um seine Lippen und Wangen von innen zu befeuchten. Das schien ihm gutzutun.

Am Mittwoch, dem 18. Juni, kamen unsere Kinder Jennie, die als Internistin an der Lahey Clinic in Boston arbeitete, mit dem Flugzeug, und David von Emmitsburgh, wo er als Verwaltungsdirektor an der Mount St. Mary's University tätig war, mit dem Auto zu uns. Jennie trat ein und legte ihre Hand in die ihres Vaters. Sie meinte, sie habe ganz deutlich gespürt, wie er sie drückte. Es war das letzte Mal, dass sie ihren Vater lebend sah.

In diesen zehn Tagen – sicherlich die längsten meines Lebens – konnte ich nichts weiter tun, als Johns regelmäßiges und tiefes Atmen zu verfolgen und seinen Husten zu hören,

der immer rauer wurde. Wache Momente gab es nicht mehr; gelegentlich stöhnte er leise oder verzog gequält das Gesicht. Für diese Situationen wurden kleine Dosen Morphium bereitgehalten. Ich saß an Johns Bett, ohne auch nur einen Moment lang zu vergessen, dass er sterben wollte, ein Entschluss, den ich uneingeschränkt verstand und unterstützte. Aber es war qualvoll, das mitzuerleben.

Ich gebe zu, dass ich immer wieder den Impuls verspürte, ihn wachzurütteln, ihm etwas Wasser einzuflößen, ihm ein bisschen Apfelmus in den Mund zu schieben, um seinen Appetit und seine Liebe zum Essen wieder zu wecken. Aber das durfte ich nicht. Damit hätte ich gegen seine Wünsche und seinen Entschluss verstoßen, lieber früher zu sterben als später. Trotzdem hätte ich ihm gern gezeigt, wie sehr ich ihn liebte und dass ich ihn nicht verlieren wollte. Auch in diesem geschwächten Zustand sollte er wissen, wie viel er mir und all den anderen, die ihn schätzten, bedeutete.

Es heißt, das Hören verlässt uns als letzter unserer Sinne. Ich hoffe und bete, dass John mich während jener furchtbaren Tage hören konnte.

Am Tag vor Johns Tod, einem Sonntag, kam David wieder zu seinem Vater. Am Nachmittag stattete Jerry Anderson, ein guter Freund und episkopalischer Pastor, John einen Besuch ab. Gemeinsam mit anderen anwesenden Freunden bat ich Jerry, uns allen, John eingeschlossen, die Heilige Kommunion zu geben. Als er zustimmte, ging ich nach unten in die Küche, um ein Glas Rotwein zu holen. Jerry segnete den Wein, und wir beteten gemeinsam. Ich tupfte einen Tropfen Wein auf Johns Zunge, und Jerry gab ihm die Sterbesakramente. John zeigte keine Reaktion, trotzdem war ich ungeheuer froh, dass Jerry am letzten Tag seines Lebens da gewesen war.

John Rehm starb am 23. Juni 2014 um zehn Uhr dreißig. Nur Musa war an seiner Seite. In der Nacht zuvor hatte ich mit

unserem kleinen Hund Maxie auf dem Schoß auf zwei Sesseln neben seinem Bett geschlafen, weil ich fürchtete, John könnte sterben, ohne dass ihm jemand die Hand hielt. Als Musa am Morgen eintraf, sammelte ich meine Sachen zusammen, um nach Hause zu fahren, zu duschen und zu frühstücken, wollte aber so schnell wie möglich zurückkehren. Etwas später kam Dr. Fried, um nach John zu sehen. Er rief mich sogleich an und sagte, Johns Tod könne innerhalb der nächsten Stunden eintreten. Ich beschloss, mich zu beeilen. Aber da meldete sich schon Musa am Telefon: »Diane, kommen Sie schnell. Ich glaube, John ist gerade gestorben.«

Als ich an seinem Bett eintraf, sah ich, dass John uns verlassen hatte. Ich konnte lediglich neben seinem noch warmen Leichnam sitzen und weinen. Dr. Fried, der John gerade noch gesehen hatte, als er atmete, leistete mir Beistand. Aber seine wohlüberlegten, fürsorglichen Worte konnten mich nicht trösten. Mit einem brennenden Schmerz wurde mir klar, dass mein geliebter Mann nun endlich frei war, dieses Leben verlassen und seine nächste Reise angetreten hatte.

Mir blieb noch ein letzter Akt, den ich auszuführen hatte, der mir zunächst aber widerstrebte. Johns Hand war zu einer lockeren Faust geschlossen, von der mir sein Trauring entgegenschimmerte. Als ich ihm über die Hand strich, drängte mich Dr. Fried, ihm den Ring abzuziehen. Zuerst meinte ich, ich würde John wehtun, wenn ich seine Finger entfaltete, aber als ich es versuchte, merkte ich, dass seine Hand noch nicht steif geworden war und ich den Ring ohne Schwierigkeiten abstreifen konnte. Heute trage ich ihn gemeinsam mit dem Diamanten, den John mir zu unserem vierzigsten Hochzeitstag geschenkt hatte, an einer Goldkette um den Hals.

Viel zu früh kamen Angestellte des George Washington University Medical Center, um ihn abzuholen. Als Jennifer an der Boston University Medizin studierte, hatten John und ich

beschlossen, unsere Körper der medizinischen Forschung zu stiften. Sie hatte damals berichtet, es gebe nicht ausreichend Leichen für die Anatomiekurse der Studenten, also stellten wir uns dafür zur Verfügung. Johns Mutter hatte das Gleiche getan. Sie starb 1990 im Alter von zweiundneunzig Jahren, und ein Jahr nach ihrem Tod schickte man uns eine kleine Holzschachtel mit ihrer Asche, die wir unter dem großen Hickorybaum auf unserer Farm verstreuten. Dort hatten wir auch schon die Asche von Johns Vater ausgebreitet. Nun wird sich John zu seinem Vater und seiner Mutter gesellen, und ich mich zu ihnen, wenn meine Zeit gekommen ist.

Ich wollte bei ihm bleiben, als ihn die Männer von der Universität für den Transport vorbereiteten, doch sie überredeten mich freundlich, hinauszugehen. Als sie die Tür endlich wieder öffneten, sah ich lediglich einen grauen Plastiksack, der John umgab und den ich bisher nur aus dem Fernsehen oder Kino kannte. Ich legte meinen Arm um seine Mitte, als er auf der Rollbahre lag, und verabschiedete mich unter Tränen ein letztes Mal von meinem geliebten Freund und Partner.

David stand neben mir, als sie John fortrollten. Dann fuhren wir zu mir, um gemeinsam den Trauergottesdienst zu planen.

Eine Ehe von vierundfünfzig Jahren

Wenn ich an meine lange Ehe denke, kommen mir jene Tage in den Sinn, als ich Sekretärin war, in meinem Büro im Außenministerium saß und überlegte, was ich von diesem attraktiven und ungeheuer selbstsicheren jungen Mann halten sollte, der meinen Chef wegen eines Handelsabkommens der US-Regierung in Rechtsfragen beriet.

Ich spürte, dass ich seine Neugier geweckt hatte. Offenbar rätselte er, warum bei einer jungen Frau Bücher wie *Die Brüder Karamasow*, die Essays von Alfred North Whitehead und *Der Menschen Hörigkeit* auf dem Schreibtisch lagen. Ich verbrachte meine Pausen gewöhnlich im Büro und versuchte, mich mit Autoren vertraut zu machen, die andere gebildete Menschen in der Regel schon kannten. Weil ich mehr über die Welt wissen wollte, las ich eben.

Ich hatte eine sehr gute Highschool besucht, doch als wir unseren Abschluss machten, wusste ich bereits, dass ich nicht zu jenem Drittel der Klasse gehören würde, das aufs College ging. Dafür gab es im Wesentlichen zwei Gründe: Erstens hatten meine Eltern nicht das Geld, um für eine Fortsetzung meiner Ausbildung aufzukommen, und erwarteten daher, dass ich als Sekretärin arbeitete, um zu unseren Lebenshaltungskosten beizutragen. Und zweitens vertraten sie, die beide aus dem Nahen Osten in die Vereinigten Staaten eingewandert waren, die Ansicht, dass eine Frau keine höhere Bildung braucht. Ich aber hungerte nach Wissen; außerdem fühlte ich



Diane Rehm

Die Liebe stirbt nie

Der lange Abschied von meinem Mann

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-466-37201-0

Kösel

Erscheinungstermin: Juli 2017

In einem sehr persönlichen und bewegenden Buch spricht Diane Rehm, die mit ihrer Radio-Show in den USA ein Star ist, über die schwere Krankheit ihres Mannes John. Sie erzählt von Gesprächen mit ihm, die getragen sind von tiefer Liebe, Vertrauen und teilweise bestürzender Offenheit.

Sein Tod schließlich ist für die Autorin eine Heldentat, denn der an Parkinson leidende John nimmt sein Leben in die Hand und beschließt zu sterben: Er weigert sich, Wasser, Nahrung und Medikamente zu sich zu nehmen.

Nach Johns Tod ist Diane Rehm auf sich gestellt. Sie ist gezwungen, unvermeidlich auftretenden praktischen und - noch wichtiger - tief emotionalen Fragen und Herausforderungen zu begegnen. Zurück im Leben beginnt sie für die Bewegung des "Rechtes zu sterben" aktiv zu werden. Mit der tapferen Entschlossenheit, die ihr ganzes Leben charakterisiert, findet sie einen sinnvollen neuen Weg, um in der Welt etwas beizutragen.

Ihr Buch ist Hilfe und Trost für Trauernde und gibt Hoffnung, wie wir selbst uns unserer Sterblichkeit annähern können.



[Der Titel im Katalog](#)